

Stadt+Grün



DAS GARTENAMT

50 Jahre GALK

1958 wurde die „Gartenbauamtsleiterkonferenz beim Deutschen Städtetag“ GALK DST gegründet. Von kleinsten Anfängen hat sie sich in fünf Jahrzehnten zu einem starken und einflussreichen Erfolgsmodell kollegialer Selbstorganisation auf der kommunalen Ebene entwickelt.

Die GALK hat kontinuierlich zu den jeweils aktuellen Fragen des öffentlichen Grüns Stellung genommen, Grundlagen erarbeitet und Empfehlungen für die Arbeit in den Ämtern zusammengestellt. Themen kamen und gingen – manche blieben mit wechselnden Schwerpunkten.

Ein Blick zurück schärft den Blick für die Gegenwart und die Aufgaben in der Zukunft.

1

Januar 2008

Zwischen Trümmern und Träumen

Zur Gartenkultur an Notunterkünften der Nachkriegszeit

Melanie Ottenberg und Nina Streibel

Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg war geprägt von großer Not und dem Mangel an lebensnotwendigen Gütern des täglichen Bedarfs. Besonders betroffen von dieser Situation waren Flüchtlinge, Vertriebene und Ausgebombte, hatten sie doch oft alles verloren und kamen ohne Hab und Gut an einen fremden Ort. Ein notdürftiges Dach über dem Kopf erhielten sie durch die provisorische Unterbringung als Untermieter in noch bewohnbaren Wohnungen oder in Baracken, die oft in Form von Wohnlagern errichtet wurden. Zu diesen Notunterkünften gehörte häufig ein Stück Grabeland, das von den Bewohnern urbar gemacht wurde. Wie sahen diese Gärten aus? Was wurde dort angebaut? Und welche Bedeutung hatten die Gärten für die Bewohner der Notunterkünfte?

Anlass darüber nachzudenken, war die Errichtung einer Nissenhütte im Freilichtmuseum am Kiekeberg als Beispiel für eine Notunterkunft der Nachkriegszeit im Landkreis Harburg. Das Museum, das sich vor den Toren der Stadt Hamburg befindet, beabsichtigte, an der Nissenhütte den „typischen“ Garten einer Notunterkunft anzulegen, um für die Museumsbesucher, neben der Wohnraumsituation in der Hütte, die Notzeit nach dem Zweiten Weltkrieg auch im Außenraum erlebbar zu machen. Dazu wurde die Gartenkultur an Notunterkünften sowohl für die Stadt Hamburg als auch für den Landkreis Harburg aufgearbeitet und anschließend ein Konzept für den Ausstellungsgarten im Freilichtmuseum entwickelt.

Eine Nissenhütte im Freilichtmuseum am Kiekeberg – Beispiel für eine Notunterkunft

Nissenhütten sind halbrunde Wellblechbaracken, die von dem kanadischen Offizier



Nissenhüttenlager im zerstörten Hamburg. Nissenhütten dienten nach dem Zweiten Weltkrieg in Hamburg Tausenden als Notunterkünfte. Foto: Behörde für Stadtentwicklung und Umwelt, Hamburg

Peter Norman Nissen ursprünglich als Unterkünfte für die Soldaten der britischen Armee entwickelt wurden. Nach Kriegsende errichtete die Militärverwaltung in der britischen Besatzungszone tausende solcher Nissenhütten als Notunterkünfte für Flüchtlinge, Vertriebene und Ausgebombte. Meist bewohnten zwei Familien eine etwa 50 m² große Nissenhütte, die notdürftig mit einfachen Einrichtungsgegenständen und einem Kanonenofen ausgestattet war (Kleinfeld 2007: 79 ff). Oftmals wurden ganze Siedlungen errichtet, die in Hamburg aus bis zu 160 Hütten bestanden (StaA HH 1952: Akte 247).

Nissenhütten waren eine typische Notunterkunft in städtischen Gebieten wie Hamburg. In ländlichen Regionen wurden sie

zwar als Lagerschuppen errichtet, nicht aber als Notunterkunft bewohnt (Kleinfeld 2007: 83). Hier wurden Flüchtlinge, Vertriebene und Ausgebombte als Untermieter bei Einheimischen einquartiert oder in Baracken und Wochenendhäusern untergebracht (Könke 1994: 534 ff). Auch die Voraussetzungen für die Anlage und Bewirtschaftung eines Gartens waren in der Stadt andere als auf dem Land.

Das Freilichtmuseum am Kiekeberg repräsentiert den Landkreis Harburg und damit eine ländliche Gegend. Die Nissenhütte im Museum steht daher nur exemplarisch für eine Notunterkunft der Nachkriegszeit. Welche Art von Garten ist in diesem Zusammenhang nun authentisch und sinnvoll? Die Anlage eines ländlichen Notunterkunftgar-



Eine Hecke aus Dahlien. Häufig fassten die Bewohner ihre Gärten durch einen Zaun oder eine Hecke ein, um zu zeigen: „das ist meins“.



Die Wege in den Gärten waren meist nur Trampelpfade, eine Einfassung der Beete gab es nur selten.



Die Bewohner hielten sich an den Nissenhütten häufig Kleinvieh. Hühnerstall neben dem Eingang zum Garten der Familie Brodkorb. Fotos: Privat

tens im Zusammenhang mit der städtischen Nissenhütte im Museum wäre nicht authentisch. Die Anlage eines städtischen Gartens, wie er an einer Nissenhütte vorhanden war, könnte dagegen nicht die Gartenkultur der Nachkriegszeit im Landkreis Harburg darstellen, den das Museum repräsentiert.

Um diese Problematik bei der Entwicklung des Ausstellungsgartens zu berücksichtigen, wurden Recherchen zu den damaligen Notunterkunftsgärten in der Stadt Hamburg und dem Landkreis Harburg durchgeführt. Neben der Auswertung von Literatur, in der die Gärten an Notunterkünften nur am Rande erwähnt werden, wurde Archivmaterial gesichtet. Den wesentlichen Teil der Recherche stellte aber die Befragung von Zeitzeugen dar, durch die es erst möglich wurde, ein weitgehend authentisches Bild der damaligen Gärten zu erhalten. Die Auswahl der Gesprächspartner erfolgte anhand einer Liste, die von dem Freilichtmuseum am Kiekeberg nach einem Presseaufruf zusammengestellt wurde. Die Zeitzeugen hatten alle in der Stadt Hamburg in einer Nissenhütte oder in einer Notunterkunft im Landkreis Harburg gelebt und waren zu dieser Zeit noch Kinder. Überwiegend wurden sie in einem persönlichen Gespräch befragt, in dem mit Hilfe von Fotos und ihren Erinnerungen eine Skizze ihres Notunterkunftsgartens erstellt wurde. Auch wenn die Anzahl der Befragten auf zehn Personen beschränkt war, erbrachten die Befragungen weitgehend übereinstimmende Ergebnisse. Bei den Recherchen wurde deutlich, dass Notunterkunftsgärten in der Stadt und auf dem Land unterschiedliche Funktionen und Bedeutungen hatten.

„Alle Leute, die ordentlich waren, die haben sich das hübsch gemacht“ – Gärten an Nissenhütten in Hamburg

Die Gärten in den Nissenhüttenlagern befanden sich meist direkt an den Unterküften. Vor dem Eingang und an jeweils einer Seite Hütte gelegen, hatten sie eine Größe von ungefähr 20 bis 30 m². Vorgaben über die Gestaltung der Gärten gab es in keinem der untersuchten Lager. „Wir konnten machen, was wir wollten“ „die (Lagerleiter) waren froh, wenn man sich das da ein bisschen hübsch gemacht hat“. So hatten nicht alle Bewohner einen Garten, aber viele. „Alle Leute, die ordentlich waren, die haben sich das hübsch gemacht“. Wenn Gärten an den Nissenhütten angelegt wurden, war in diesen wenig oder gar kein Obst und Gemüse zu finden. Die Gärten gliederten sich eher Vorgärten, die mit Blumen und manchmal auch mit Sträuchern und schnellwüchsigen Bäumen wie Birken gestaltet waren und vielleicht noch eine aus Trümmersteinen gepflasterte Fläche oder Terrasse enthielten. Oftmals waren diese Gärtchen von einer kleinen Mauer aus Trümmersteinen oder einem Zaun aus Holz oder Maschendraht umgeben um den Garten abzugrenzen, „das ist meins“ – nach dem „Motto“. Auf die Mauern stellte man sich oft Blumenkästen mit Geranien oder rankende Gewächse wie Feuerbohnen, „damit man nicht so gucken konnte“. Manchmal wurde auch eine Hecke aus Dahlien oder Stachelbeeren gepflanzt. Bei gutem Wetter stellten die Bewohner Tisch und Sessel aus der Hütte nach draußen, denn Gartenmöbel besaßen sie nicht. Die Wege in den Gärten waren meist Trampelpfade und bildeten gleichzeitig die Abgrenzung zu den Beeten, eine Einfassung

gab es selten. Auf die Blumenbeete wurden Zierpflanzen wie Stiefmütterchen, Gladiolen, Dahlien oder Astern gepflanzt – und „was man so alles in den Trümmern fand ...“, beispielsweise wilde Vergissmeinnicht. Zusätzliche Nahrung und gleichzeitige Verwerter für die Küchenabfälle waren häufig Kaninchen oder Hühner, die in kleinen selbst gezimmerten Ställen aus Drahtgeflecht und Holz an der Nissenhütte gehalten wurden: „Wir hatten ja auch nichts zu essen. Und dann waren die Hühner das, was wir essen konnten“. Wie fast alles wurde das Material für die Käfige aus den Trümmern geborgen, und auch die Gartengeräte stammten meist aus den Ruinen, wenn sie nicht gekauft wurden. Diese Sucharbeit übernahmen gerne die Kinder, die das Spielen in den Trümmern als großes Abenteuer empfanden. Manche Bewohner nutzten die Hitze an den Wellblechwänden der Nissenhütte aus, indem sie hier Wärme liebende Tomaten pflanzten oder Leinen spannten, um dort Wäsche oder selbst gezogenen Tabak zu trocknen. Aufgrund der geringen Gartengröße war der Anbau von Nutzpflanzen nur eine zusätzliche Nahrungsquelle, zum Beispiel „für die Kinder, was man gleich in den Mund stecken konnte“ oder als Suppengrün, denn „ernähren davon konnten sie sich sowieso nicht“, dafür war die Anbaufläche viel zu klein. Man wollte sich das Leben ein bisschen schöner machen. „Das war einfach schön, dass man Erdbeeren essen konnte“, sie zu kaufen wäre zu teuer gewesen. Bei der Gestaltung der Gärten an den Nissenhütten spielten Kreativität, handwerkliches Geschick und Fleiß der einzelnen Bewohner eine große Rolle. Aber auch die Verfassung der Flüchtlinge, Vertriebenen

und Ausgebombten und ihr gesundheitlicher Zustand war mit ausschlaggebend. Gerade die nervliche Belastung, die durch die Umstände hervorgerufen wurde, führte bei manchen Leuten dazu, dass sie oft krank waren und mit der zusätzlichen Arbeit im Garten überfordert waren. Maßgebend für die Gestaltung waren aber der Wunsch und die Erwartung der Bewohner so bald wie möglich wieder eine richtige Bleibe zu finden, sodass die Gärten fast immer einen provisorischen Charakter behielten.

„Blumen waren nutzlos, Blumen waren Luxus“ – Gärten der Flüchtlinge im Landkreis Harburg

Die Flüchtlinge im Landkreis Harburg wurden in Baracken und in den Häusern der heimischen Bevölkerung untergebracht. Die dazugehörigen Gärten lagen meist in einiger Entfernung zur Behausung.

Dieses Grabeland wurde von den Interviewpartnern als „ganz klein“ beschrieben. Die Versorgung aus dem Garten war bei weitem nicht ausreichend, so dass „man praktisch von der Hand in den Mund gelebt“ hat. Wer Glück hatte, bekam ein Stück Grabeland außerhalb der Ortschaft, denn dort war mehr Platz und die Gärten fielen größer aus. Manche Familien konnten sich dort fast vollständig aus dem Garten ernähren. Zusätzlich wurden im Wald zum Beispiel Beeren und Pilze gesammelt und Kartoffeln „gestoppelt“, die nach der Ernte auf den Feldern liegen geblieben waren, „oder es wurde geklaut“.

Bei dem Grabeland, das an die Flüchtlinge und Ausgebombten verteilt wurde, kann von einer Gestaltung kaum gesprochen werden. Dort bestimmten Fruchtfolge und -wechsel das Aussehen des Gartens. Er glich mehr einem Acker ohne Einfassung, wo einfach nur die Reihen Gemüse nebeneinander angelegt waren. Die Wege zwischen den Beeten waren „so, dass man gerade so zwischen gehen konnte (...) einen Spatenstich breit“, denn „je schmaler die Wege waren, desto mehr Land hatte man!“. Jedes Stückchen Land wurde hier ausgenutzt und auch schon mal nach dem Motte gehandelt: „Guck, da kümmert sich keiner drum, das

machen wir jetzt urbar“. Blumen wurden in den Gärten kaum gepflanzt, denn „Blumen waren nutzlos, Blumen waren Luxus“, „weil man das alles für Gemüse brauchte“.

„Die häufigsten Gemüsesorten waren damals: Erbsen, Wurzeln, Bohnen (Stangenbohnen), Zwiebeln, Gurken, Rote Beete und Sellerie“. In den größeren Gärten pflanzten alle Stachel- und Johannisbeerbüsche oder auch Apfelbäume an. Sie säten Korn und pflanzten Kartoffeln. Auf einem unbebauten Stück Land in der Gemeinde Jesteburg sind nach Aussagen der Zeitzeugen noch heute Apfelbäume, Spargelpflanzen und Rhabarber zu finden, die in der Nachkriegszeit von einer Flüchtlingsfamilie dort angebaut wurden.

Der Mohn wurde in diesen Gärten weniger als Zierpflanze, sondern eher als Nutzpflanze angebaut, denn die Kapseln des Schlafmohns konnten beim Kaufmann gegen Öl getauscht werden. Außerdem wurde der Mohnsamen für den Eigenbedarf zum Beispiel beim Kuchen backen verwendet oder roh gegessen: „Den (Mohn) haben wir dann als Kinder immer genascht und wurden dann so richtig ‚high‘ (...). Wir haben viel genascht, das schmeckte ganz lecker, dieser frische Mohn aus diesen Kapseln!“ Dass vieles nur der Not gehorchend geschah, macht die Aussage eines Interviewpartners deutlich: „Und dann hab ich meine Großmutter mal gefragt: ‚Oma, mach Dir das (Gärtnern) Spaß?‘ und sie hat gesagt: ‚Es muss ja gemacht werden.‘“ Diese Einstellung war auf dem Land eher verbreitet als in der Stadt.

Warum die Ernährungslage auf dem Lande so bestimmend für die Gestaltung der Gärten war, während sie in der Stadt fast vollkommen außer Acht gelassen wurde, obwohl die Versorgung mit Lebensmitteln von den Interviewpartnern nicht als wesentlich unterschiedlich beschrieben wurde, lässt sich nicht abschließend beantworten. Könnte es damit zusammen hängen, dass die Stadt mehr Arbeitsmöglichkeiten bot und die Stadtbewohner nicht so viel Zeit für die Gartenarbeit übrig hatten? Oder damit, dass sich die Gärten der Flüchtlinge auf dem Land meist nicht in der direkten

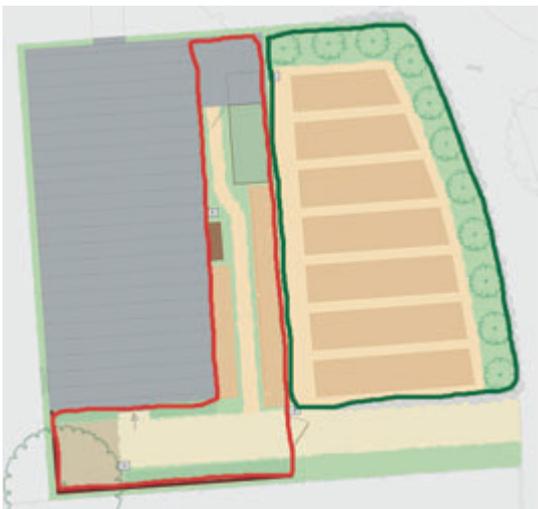


Mohn wurde nicht nur als Zierpflanze, sondern auch als Nutzpflanze angebaut: Flugblatt aus dem Landkreis Harburg (RosA, Akte 05.361).

Umgebung der Notunterkunft befand und man ein außerhalb gelegenes Stück Land sicherlich nicht mit Blumen gestaltete? Oder lag es einfach daran, dass die Bewohner der Nissenhütten so wenig Platz hatten, dass sich der Anbau von Obst und Gemüse für sie nicht zu lohnen schien und sie dann einer schöneren Umgebung mit Blumen den Vorzug gaben oder auf die Anlage eines Gartens überhaupt verzichteten? Gemeinsam hatten die Gärten an Notunterkünften in der Stadt und auf dem Land jedoch eins, sie waren nicht von Dauer. Nur selten fand man dort langlebige Pflanzen. Die Gärten waren provisorisch und auf ihre Weise etwas ganz Persönliches. Und gerade das macht sie so interessant und spannend.

Ländliche und städtische Elemente nebeneinander – Der Ausstellungsgarten im Museum

Um den Museumsbesuchern die Unterschiede und Besonderheiten zwischen den städtischen und ländlichen Notunterkunftsgärten aufzuzeigen und erlebbar zu machen, beinhaltet das Konzept für den Ausstellungsgarten sowohl städtische als auch ländliche Elemente. Dazu wird die Fläche von etwa 130 m² an der Nissenhütte im Museum in zwei Bereiche unterteilt. Der Bereich an der Hütte, dessen Größe an den Platzverhältnissen in einem Nissenhüttenlager orientiert ist, stellt typische, für die Stadt Hamburg belegte Gartenelemente dar, wie gestaltete Blumenbeete oder eine



Das Konzept für den Ausstellungsgarten im Freilichtmuseum am Kiekeberg stellt im Bereich an der Nissenhütte (rot) typische Elemente der städtischen Gärten dar; im angrenzenden Bereich (grün) werden Besonderheiten der ländlichen Gärten gezeigt.

gepflasterte Sitzfläche. An diesen Bereich angrenzend werden die Besonderheiten der ländlichen Notunterkunftsgärten im Kreis Harburg mit Nutzpflanzenbeeten dargestellt. Auf eine Mischung der städtischen und ländlichen Elemente wird aus Gründen der Authentizität bewusst verzichtet. Bei dem Ausstellungsgarten handelt es sich somit um einen idealisierten Garten, der die verschiedenen städtischen und ländlichen Elemente nebeneinander vereint. Trotz der unterschiedlichen räumlichen Bezüge, sollen die beiden Gartenbereiche aber als zeitliche Einheit erlebbar werden und die Not nach dem Zweiten Weltkrieg visuell erfahrbar machen. Anhand von Informationstafeln werden den Museumsbesuchern die Unterschiede dieser Bereiche vermittelt und verdeutlicht, in welchem Zusammenhang die beiden Gartenbereiche zu verstehen sind. Neben Vorschlägen für die inhaltliche Gestaltung der Informationstafeln umfasst das Konzept auch Möglichkeiten für die Einbindung des Gartens in das museumspädagogische Angebot. So könnte der Garten im Rahmen von Aktionstagen praktisch genutzt oder in Führungen einbezogen werden. Beispielsweise könnte in einer kleinen Gruppe gemeinsam etwas aus dem Garten geerntet und anschließend eine „einfache Mahlzeit“ daraus bereitet werden, wie sie in Notzeiten nach dem Zweiten Weltkrieg üblich war, um den Museumsbesuchern zu zeigen, wie es früher wohl gewesen sein mag. In einem Pflege- und Bewirtschaftungsplan werden die notwendigen Gartenarbeiten im Jahresverlauf von Januar bis Dezember aufgelistet. Es wird empfohlen die Gartenar-

beit an den damaligen Lebensumständen und Möglichkeiten zu orientieren. So soll zum Beispiel auf den Einsatz mineralischer Düngemittel verzichtet werden. Da das Freilichtmuseum am Kiekeberg durch viele ehrenamtliche Helfer unterstützt wird und diese Arbeit von Seiten des Museums hoch geschätzt wird, könnte auch die Pflege und Bewirtschaftung des Ausstellungsgartens durch eine Patenschaft übernommen werden. Idealerweise von jemandem, der in der Nachkriegszeit selbst so einen Garten bewirtschaftet hat. In einem Pflanzplan wird die Bepflanzung der einzelnen Beete dargestellt. Die Pflanzenauswahl bezieht sich dabei auf die Nutz- und Zierpflanzen, die von den Zeitzeugen genannt wurden. Um ein möglichst authentisches Bild der früheren Gärten wiederzugeben werden historische Sorten verwendet, die in der Zeit zwischen 1945 und 1955 in der Region angebaut wurden. Da von den Zeitzeugen kaum Sorten genannt werden konnten, wurde in historischen Zeitschriften des Siedlerbundes recherchiert und mit dem sachkundigen Gärtner des Freilichtmuseums am Kiekeberg gesprochen. Das Konzept wurde bereits in Teilen umgesetzt. Die weitere Umsetzung liegt im Ermessen des Freilichtmuseums am Kiekeberg und kann von den Autorinnen nur empfohlen werden. Durch einen Mangel an Arbeitskräften wird sich die weitere Umsetzung jedoch über die nächsten Jahre verteilen, sodass sich der Ausstellungsgarten mit der Zeit wandeln und weiterentwickeln wird.

Weiterer Forschungsbedarf

Die Gartenkultur an Notunterkünften der Nachkriegszeit ist ein Gebiet, das nach den Erkenntnissen der Autorinnen erst wenig erforscht ist. Für die Stadt Hamburg und den Landkreis Harburg lagen keine detaillierten Untersuchungen zu Notunterkunftsgärten vor. Die studentische Arbeit ist ein Ansatz, die Besonderheiten dieser Gärten aufzuzeigen. Ob die Unterschiede zwischen Stadt und Land, die hier für die Stadt Hamburg und den Landkreis Harburg gezeigt wurden, auch für andere Gegenden zutreffen, kann bisher nur vermutet werden. Sicherlich wäre es eine reizvolle Aufgabe, die Gartenkultur an Notunterkünften der Nachkriegszeit weiter zu erforschen – noch leben die Zeitzeugen.

ANMERKUNG

Der Beitrag fasst die Ergebnisse eines Studienprojektes der Autorinnen am Institut für Umweltplanung der Leibniz Universität Hannover zusammen. Betreuung: Dipl.-Ing. Roswitha Kirsch-Stracke

LITERATUR

Kleinfeld, M., 2007: Nissenhütten – das Leben in der „halben Tonne“. In: Landkreis Harburg (Hrsg.): Harburger Kreiskalender 2007. Jahrbuch für den Landkreis Harburg. S. 79–84, Winsen.

Könke, G., 1994: Kommunalen Neuaufbau und Flüchtlingspolitik: Probleme der Kommunalpolitik nach 1945. In: Stegmann, D. (Hrsg.): Der Landkreis Harburg 1918–1949. Gesellschaft und Politik in Demokratie und nationalsozialistischer Diktatur. S. 522–547, Hamburg: Christians Verlag.

Ottenberg, M. & N. Streibel, 2007: Die Gartenkultur an Notunterkünften der Nachkriegszeit in der Stadt Hamburg und dem Landkreis Harburg. Ein Ausstellungsgarten für das Freilichtmuseum am Kiekeberg. Einsemestriges Studienprojekt der Autorinnen am Institut für Umweltplanung der Leibniz Universität Hannover, unveröffentlicht.

Archivalien

RosA (Gemeindearchiv Rosengarten, Landkreis Harburg), Akte 05.361: Sammelt Mohnkapseln, o. J.

StaA HH (Staatsarchiv Hamburg), Akte 247: Schriftverkehr über den Zustand der Nissenhütten, 1952.